

Herman Melville

JOHN MARR
UND ANDERE MATROSEN

Mit einigen Seestücken

Übersetzt und herausgegeben
von Alexander Pechmann

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Original erschien 1888 unter dem Titel *John Marr and Other Sailors* bei Theodore L. DeVinne & Co., New York.

Die vorliegende Übersetzung basiert auf der von Douglas Robillard herausgegebenen Ausgabe *John Marr and Other Sailors: A Facsimile Edition*, die 2006 bei The Kent State University Press, Ohio, erschienen ist.

1. Auflage 2019

© 2019 mareverlag, Hamburg

Einband- und Schubergestaltung

Nadja Zobel, Petra Koßmann/mareverlag

Abbildung Einband/Schuber © Richard Willis,

The Gull's Way/Private Collection/Bridgeman Images

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Stempel Garamond

Druck und Bindung Kösel, Krugzell

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-615-7



www.mare.de

INHALT

Briefliche Zueignung an W. C. R. 7

JOHN MARR UND ANDERE MATROSEN

John Marr 17
Bräutigam Dick 33
Tom Deadlight 55
Jack Roy 58

SEESTÜCKE

Die Seemöwen 63
Die Äolsharfe 75

KLEINERE SEESTÜCKE

An den Kapitän der <i>Meteor</i>	81
Fernab der Küste	82
Der Fregattvogel	83
Die Galionsfigur	84
Das gute Schiff <i>Snow Bird</i>	85
Alter Rat	87
Das Büschel Seetang	88
Der Malediven-Hai	89
An Ned	90
Über den Wendekreis	92
Der Eisberg	94
Die beneidenswerten Inseln	96
Kieselsteine	97

ANHANG

Anmerkungen	103
Nachwort: Gestrandet im Nirgendwo	117
Editorische Notiz	139
Viten	140

JOHN MARR UND
ANDERE MATROSEN

JOHN MARR

John Marr, geboren am Ende des letzten Jahrhunderts in Amerika, Mutter unbekannt, vom Knabenalter bis zur Reife Seemann unter verschiedenen Flaggen, schließlich untauglich für ein weiteres Leben auf See aufgrund einer lähmenden Wunde, die er im Handgemenge mit Piraten von den Keys empfing, findet letztendlich ein Auskommen in einer weniger aufreibenden Tätigkeit an Land. Auch dort behält er seinen Hang zur Rastlosigkeit, den er sich als Seefahrer angeeignet hat.

Nach einer Reihe von Umzügen, zunächst von Hafen zu Hafen als Segelmacher, dann, abenteuerlustig, landeinwärts als Grobtischler, lässt er sich schließlich um das Jahr 1838 mit diesem letztgenannten Beruf dort nieder, wo damals die Grenze zur Wildnis verlief, in der

Prärie, die spärlich gesprenkelt mit Eichenwäldchen und den noch selteneren Blockhäusern einer kleinen Siedlung war, die erst kurz zuvor von einem unserer älteren Inlandsstaaten aus gegründet wurde. Hier zieht er einen Schlussstrich unter sein Wanderleben und heiratet.

Bald rafft ein Fieber, der Fluch aller neuen Siedlungen auf fruchtbarem Lehmboden, dessen fahle Tracht sich nach einer Weile mit einiger Gewissheit in den Gesichtern allzu vieler Menschen zeigt, seine junge Frau und sein kleines Kind dahin. In einem einzigen Sarg, von ihm eigenhändig gezimmert, werden sie unter kargen Riten der Erde übergeben – ein weiterer Hügel, wenn auch nur ein kleiner, in der großen Prärie, unweit des Orts, an dem ein Volk von Erdhügelbauern, das nur noch in Legenden fortlebt, seine Tonwaren und Knochen, die alle aus derselben Erde stammten, unter einer eigenartigen serpentinförmigen Terrasse zurückgelassen hat.

Mit einer aufrichtigen Stille in seinen Zügen – dunkler Haut mit schwarzen Brauen, Augen, die sanft sein konnten oder wild, aber nie

Härte zeigten, obwohl sie zuweilen eine melancholische Tiefe enthüllten – hegte dieser sippenlose Mann Gefühle, die, wenn sie sich einmal festgesetzt hatten, nicht einfach wieder entwurzelt oder auf etwas anderes übertragen werden konnten. Da er nun in der Mitte seines Lebens steht, beschließt er, niemals den Erdboden zu verlassen, in dem die einzigen Wesen ruhen, die je mit ihm durch Liebe und Familienbande verbunden waren. Sein Blockhaus vermietet er an einen neuen Siedler, der froh war, es zu bekommen, und lebt in dessen Haushalt.

Während der schärfere Schmerz seines Verlustes mit der Zeit milder wird, bleibt die Leere in seinem Herzen. Gern würde er die Leere so gut wie möglich füllen und noch engere gesellige Beziehungen als bisher mit Menschen knüpfen, deren Los er bis zum Ende zu teilen gedenkt – Beziehungen, die über das Band täglicher gemeinsamer schwerer Arbeit hinausgehen, bei der gegenseitige Hilfsbereitschaft selbstverständlich ist. Doch hier scheitert er, ohne dass jemand schuld daran wäre.

Praktisch veranlagte Menschen, die eher an das Leben in Gemeinschaft gewöhnt sind, brauchen die Unterhaltung mit Gleichgesinnten und sprechen gerne über Dinge des wahren Lebens. Doch ob es nun um Personen oder Ereignisse geht – man kann sich nicht immer nur über die Gegenwart unterhalten, geschweige denn über die Zukunft spekulieren; man kommt zwangsläufig auf die Vergangenheit zu sprechen, welche für die meisten Menschen ein gemeinsames Erbe ist und für praktisch gesinnte Gemüter die Grundlage geselligen Umgangs bedeutet.

Aber John Marrs Vergangenheit war nicht die Vergangenheit dieser Pioniere. Ihre Hände waren an den Pflug gewöhnt, seine an das Steuerad eines Schiffes. Sie kannten nur ihresgleichen und ihre eigenen Gepflogenheiten; ihm war ein ganzer Teil der kunterbunten Erdkugel enthüllt worden. Darum war der Horizont dieser besonderen Gruppe sesshafter Auswanderer zwangsläufig ebenso begrenzt wie das Mitgefühl der Bauern, die seit Generationen ihre Äcker bestellten, sodass ihnen der Ozean, der ihren Vä-

tern nur vom Hörensagen bekannt war, kaum mehr als ein althergebrachtes und vages Gerücht erschien, nachdem sie noch tiefer landeinwärts gezogen waren.

Sie waren ein behäbiges Volk; behäbig aufgrund der Gewöhnung an immer gleiches Elend: Asketen, nicht weniger aus Notwendigkeit denn aus moralischer Überzeugung; fast alle von ernsthaftem, wenn auch schlichtem Glauben. Auf ihre Art waren sie freundlich, wenn es ihnen angebracht schien; doch ein Mann, der wie John Marr in seinem früheren heimatlosen Wanderleben gar nicht anders konnte, als sich an die freizügigen Bars und Spelunken zu gewöhnen, die an Abenden in bestimmten alten und gemütlichen Hafenstädten jener Zeit preisgünstige Erholung boten, und der darüber hinaus noch mit der Kameradschaft an Bord unter den Seeleuten derselben Zeit vertraut war, musste etwas vermissen. Dieses Etwas war Herzlichkeit, die Blume des Lebens, die mehr oder weniger aus einem Gefühl der Lebenslust sprießt. Diese konnte das Schicksal den hart arbeitenden Überleben-

den niederdrückender Malaria nicht vermitteln, diesen Menschen, die keinen Feiertag kannten, und sie waren zu rechtschaffen und hatten weder die Fähigkeit noch den Wunsch, etwas vorzutäuschen, das sie nicht wirklich empfanden. Beim Maisschälen, der Aufgabe, die sie am wenigsten ernst nahmen, versuchte der vereinsamte Seemann, seine eigenen Gedanken von der Trauer abzulenken und ihre Aufmerksamkeit ein wenig zu wecken, indem er auf etwas hinwies, das mit den Mühen und Plagen ihrer unmittelbaren Umgebung nichts zu tun hatte, und ganz spontan kam er auf eine Seegeschichte oder eine Erinnerung an das Meer zu sprechen, zog sich jedoch bald in sich selbst zurück und schwieg, da niemand ihn ermutigte, weiterzuerzählen. Bei einem dieser Anlässe sagte ein älterer Mann, ein Schmied und ernster Mahner bei Sonntagsgottesdiensten, aufrichtig zu ihm: »Freund, von diesen Dingen wissen wir hier nichts.«

Diese Teilnahmslosigkeit seiner Mitmenschen, die von den Annehmlichkeiten des Lebens nichts wussten und aufgrund ihres Be-

rufs – der in jenen Tagen noch kaum von Maschinen unterstützt wurde – sozusagen auf Tuchfühlung mit der Natur lebten, erschien John Marr von der gleichen Art wie die Gleichgültigkeit der Natur selbst, so wie er sie hier in der Prärie erlebte, wo noch niemand außer den ausgestorbenen Erdhügelbauern ein dauerhaftes Zeichen gesetzt hatte.

Die Verbliebenen der hiesigen Indianer – die fast allesamt in ihrem jüngsten und letzten Krieg gegen die regulären Truppen der Weißen ausgelöscht wurden, einem Krieg, der vom Roten Mann um sein Heimatland und seine Naturrechte geführt worden war – wurden gezwungen, in die Wildnis nicht weit jenseits des Mississippi auszuweichen. *Damals* war es Wildnis, doch heute sind dort Städte und Staaten. Schon zuvor waren die Büffel verschwunden, ihre Herden, die einst zahllos in Prozessionen schwärmten oder in endlosen Schlachtlinien auf diesem riesigen urtümlichen Weideland grasten, wurden von Jägern dezimiert, die eigentlich von einem ganz anderen Schlag waren als die land-

wirtschaftlichen Pioniere, deren Vorhut sie jedoch im Allgemeinen bildeten. Dieser doppelte Exodus von Mensch und Tier hatte die Prärie als Wüste zurückgelassen, zwar grün und blühend, doch beinahe so gottverlassen wie die sibirische Gobi. Außer dem Präriehuhn, das zuweilen aus seinem Versteck im hohen Gras aufgescheucht wird, und Tauben in der Zeit des Vogelzugs, hoch oben im Flug, in dichten Schwärmen, die das Tageslicht löschen wie eine vorüberziehende Sturmwolke; außer diesen – es gab weder größere Wälder noch Unterholz – waren Vögel merkwürdig selten.

Totenstille herrschte ungebrochen in dieser Prärie. »Sie ist das Bett eines ausgetrockneten Meeres«, sagte der Seemann ohne Gefährte – der kein Geologe war – zu sich selbst und musterte nachdenklich das Zwielflicht auf den erstarrten Wellen dieses ungeheuren Schwemmlandes, das nur vom Horizont begrenzt war, und vermisste dort die Bewegung, die für aufmerksame Augen und Ohren die scheinbaren Einsamkeiten der Tiefe allezeit mit Leben füllt.

Doch eine Landschaft, die sich zu ihrer Vorgängerin ziemlich gegensätzlich verhält, kann nichtsdestotrotz Erinnerungen an diese wecken. Von einem flachen Rand umgürtet, erinnerte die Prärie John Marr an den Ozean.

Mit einigen seiner früheren Schiffskameraden, *Kumpel* auf bestimmten Fahrten, hatte er vor seinem letzten Umzug in diese noch abgelegene Gegend verabredet, in losen Abständen eine kleine Korrespondenz aufrechtzuerhalten. Doch nun war er, ebenso wie die anderen Siedler, von Nachrichten, von wem und welcher Art auch immer, abgeschnitten; fast völlig abgeschnitten, bis auf die Neuigkeiten, die zuweilen über das wogende Grasland hinweg vom zuletzt eingetroffenen »Prärieschoner« übermittelt wurden – der heimische Ausdruck jener Gegend und jener Zeiten für die Planwagen der Aussiedler, die, in hohem Bogen mit Segeltuch bespannt, über die weiten Ebenen zogen. Eine erreichbare Poststation gab es nicht; bislang gab es nicht einmal einfache Postkästen mit einem Deckel und Lederscharnieren, in beque-

men Abständen auf Pfosten entlang eines einsamen Feldweges montiert, um den Vögeln als Sitzstange zu dienen und später, während des pausenlosen Fortschreitens der Westgrenze, vielleicht zu moosbedeckten Monumenten zu verwittern, Zeugen einer weiteren überwundenen Hürde des zivilisierten Lebens; eines Lebens, das man im heutigen Amerika wohl kaum noch mit irgendeiner westlichen Begrenzung markieren könnte, außer dem Ozean, der an Asiens Küsten spült. Vielerorts sprießen opulente Städte auf diesen nunmehr dicht besiedelten Ebenen; weitreichenden Ebenen, die an anderen Stellen von den Zäunen blühender Farmen durchschnitten werden – bleiche Stadtmenschen wie kräftige Bauern sind zum Teil die Abkömmlinge der ersten elenden Siedler; eine Region, die vor einem halben Jahrhundert noch kaum genug für die Bedürfnisse der Menschen produzierte, liefert heute ihre kolossale Weizenernte in alle Welt – von dieser Prärie, die nun überall von Draht und Schienen durchzogen ist, konnte man in der Zeit, über die hier geschrieben wird,

schwerlich behaupten, es habe auch nur so etwas wie eine erkennbare Straße gegeben. Aus der Ferne boten in großen Abständen Eichenwäldchen von unterschiedlicher Ausdehnung und Form zusammen mit neuen Ansiedlungen, die noch weiter voneinander entfernt waren, dem Reisenden die einzigen Orientierungspunkte; ansonsten musste er sich nach der Sonne richten. Im Frühsommer war sogar die Tour von einer Blockhaussiedlung zur nächsten – wobei es sich um eine Reise von Stunden oder auch einem großen Teil des Tages handeln konnte – der Seefahrt recht ähnlich. In den fruchtbareren Senken zwischen den langen grünen, stufenartigen Erhebungen, glatt wie jene des Ozeans bei Flaute, der die mächtige Woge eines fernen Wirbelsturms vom Tag zuvor in seiner eigenen Ruhe aufnimmt und bändigt, konnte man die ersten Anzeichen nahender Fremder entweder schon in der Ferne ausmachen, die schimmernde weiße Leinwand eines Planwagens wie ein Segel am Meereshorizont – wobei der Wagen selbst durchs tiefe Gras rollte und von ihm verborgen war –,

oder andernfalls die Ohren des Pferdegespanns, die über den hoch stehenden Tigerlilien oder sogar über den noch höheren Grashalmen hervorschauten, aus der Nähe sichten.

Üppig war diese Wildnis; doch ihrem Bewohner schien ein Freund, den er irgendwo in der Welt zurückgelassen hatte, nicht nur außer Sicht zu sein, sondern aus dem Dasein gelöscht.

Obwohl die Schiffskameraden John Marrs nicht alle verstorben sein konnten, waren sie dennoch in seinen Gedanken wie die Geister von Toten. Da das zunehmende Gespür für seine Umwelt ihn immer öfter zum Grübeln über seine Vergangenheit brachte, wurden ihm diese Phantome, neben denen seiner Frau und seines Kindes, zu Seelengefährten, die bald etwas von ihrer anfänglichen Undeutlichkeit verloren und schließlich eine schattenhafte Form von stummem Leben annahmen; und sie wurden von jener Aureole erleuchtet, die über jedem geliebten Gegenstand der Vergangenheit kreist, mit dem ein fantasievolles Herz eine Wiedervereinigung leidenschaftlich herbeisehnt.

Er erweckt diese visionären Erscheinungen –
strebt sozusagen danach, mit ihnen Zwiesprache
zu halten; oder er tadelt sie, unter dem Einfluss
noch stärkerer Illusionen, wegen ihres Schwei-
gens: –

Seit jener Zeit auf gemeinsamer Wacht,
Jungs, warum redet ihr nicht mehr mit mir,
Eurem Wachkameraden manch einsamer Nacht?

Einst, trotz der Finsternis über den Wellen,
Hallten eure Stimmen, so klar und so hell,
Riefen im Sturm aus, die Segel zu reffen;
Sturmsegel setzten sie, munter und schnell,
Sturm ist Leben –, so ließt ihr's erschallen:
Lasst es stürmen, das Schicksal hat es bedacht!
Wie Kinder, die den Erdball umspannen,
Habt ihr euch nicht viel aus dem Leben gemacht;
Nahmt euer Leben selbst in die Hand –
Sturmvögel wart ihr auf allen vier Meeren,
Und Lerchen wart ihr an Land.

Ach, der Vergangenheit zu entrinnen,
Streich sie wie Klänge, die nutzlos nun sind
Dem Herzen, dessen Saiten hochmütig singen;
Mir ist sie ganz nah, und immer noch klingt
Das Lied, dessen Wonne die Jugend euch bringt.
Ihr kommt wie Gezeiten in Strömen und Flüssen,
Besucht mich, scheint mich von ferne zu grüßen.
Aus einem Meer von Gesichtern gelangen
Zahllose fremde Erinnerungsfäden,
Um mich im Traum zu umfassen!

Ich teil eure Sehnsucht, doch sind wir nicht
Wie Treibholz, das auseinanderbricht?
Einst verknüpft, dann auseinandergetrieben,
Nichts ist von dieser Verbindung geblieben,
Wie Seetang trieben wir auf hoher See!
Doch was, wenn das Treiben ein Ende fand;
Was, wenn die Brandung uns warf an den Strand?
Auch wenn der Tag von uns Abschied nimmt,
Schattengefährten wir immer noch sind.
Ihr schwebt in eurer alten Gestalt –
Um mich her mit euren Tattoos und den Ringen
Am Ohr und fast wie Wilde bemalt,

Diener der Welt, frei von weltlichen Dingen.
Ihr seid alle noch da, und ich liebe euch sehr,
Seid Schatten oder kreuzt im Chinesischen Meer.

Wohin, wohin, ihr Kaufmannsfahrer,
Wohin geht's durch Sturmgebraus?
Kämpft ihr denn noch, ihr Walfischjäger,
Harrt ihr im Sog Leviathans aus?
Und ihr, ihr stolzen Seesoldaten?
Was, wenn kein Trommelschlag euch weckt,
Um Mitternacht, vom Meer bedeckt,
Wenn Feinde in den Wogen warten?
Versucht, im Schein der Sturmlaternen
Umsonst den tiefsten Grund zu sehen,
Wenn eure Brüder von den Planken
Gleitend in die Nacht eingehen?

Doch eingenäht in grobe Leinwand,
Am Meeresgrund ihr haltet Wacht,
Ohne dass der Ruf des Bootsmanns
Dem Zauberschlaf ein Ende macht.
Vergeblich tönt das Horn zum Sammeln,
Niemand hört den Donner und –

Nur ein Herzschlag ruft euch alle,
Ein Schlag im Herzensgrund.
Er ruft. Könnt' ich sie doch bannen,
Wie sie beim Segelrefften sangen –
Ach, könnten sie doch neu anfangen!